

Nr. 190. Bromberg, den 21. August 1935

Kameraden herzlich und rauh.

Roman von **Michael Zorn**. Urheberschutz für (Copyright 1935 by) Verlag Scherl-Berlin.

(6. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Der Zinner aber nahm mit bösartigem Lachen seinen Karabiner von der Schulter, lud ihn sorgfältig und kroch die Böschung hinauf, duckte sich und sah über den Rand.

Die beiden Wagen standen jetzt den Fünfen gegenüber an der Straße. Die Mannschaften waren abgestiegen, und etwa zehn Mann bewegten sich gegen die Deckung, hinter der die Fünf hockten. Am ersten Wagen aber stand einer, der hatte einen Feldstecher vor den Augen und sah zum Zinner herüber. Der zielte umständlich und ließ es dann schnalzen. Der Mann mit dem Feldstecher schlug mit beiden Armen in die Luft und flog kopfüber vom Wagen herunter.

„Hm“, sagte der Mathes, der nun auch schon neben dem Zinner lag, „weißt, Peter, für den Schuß kriegst von mir a extra Medaillen. — Sakrament — dös is mehr wia achthundert Schritt — alle Achtung . . .“

Dann kam noch eine Überraschung. Von der Serpentine herab bellten zwei Maschinengewehre und veränderten die Lage völlig.

Unter den zehn Verfolgern überschlugen sich einige, der Rest rannte zurück zu den Wagen. Dort mühte man sich verzweifelt, die großen Autos zu wenden. Vergeblich — heulend kamen die Garben und hüllten die Wagen ein. Was nach zehn Minuten übrigblieb, waren Trümmer. Einige Gestalten liefen in rasendem Tempo zurück — die Straße entlang, die sie stolz im Auto herangekommen waren.

„Weißt, Toni“, sagte der Kralizek, „wie i den Klang von die zwa G'wehrn g'hört hab', da han i glei g'wußt? der Fiederer und der Florl, die san da . . . den Florl seins, das hat an andern Klang, an helleren. Schiaßen tun die zwa Rauber schon wie die Herrgötter . . . na ja . . . in die vier Jahr, da haben s' es halt g'lernt . . . aber dorten zappelt no aner von die Taliener . . . i wer dem Kerl an Verband geben . . .“

Der kleine Wenzel Kralizek stieg über die Deckung und ging zu dem Verwundeten, der draußen lag und jammerte.

„Mama mia — Mama mia!“ schrie er.

Die andern, die dort lagen, schwiegen. Sie waren Opfer des „Waffenstillstandes“ geworden . . .

*

Bretter und Latten lagen genug umher. Der Zinner und der Rottenmanner banden sie mit Drahtenden aneinander, und eine improvisierte Trage war fertig.

„Weißt, Toni, der Bub, der is halt aus an feinern Holz g'schnitzt wie mir aus Obersteier“, sagte der Kralizek. „Schau nur, wie der da liegt, ganz grün is er im G'sicht, und stark g'schreckt hat er sich auch. Der andere draußen, den was i verbunden hab', der hat an härtern Schuß. Jetzt is er still, der Kerl . . . i hab' ihn auf die Straßen g'setzt, und seine Leut, die werden ihn schon finden!“

Etwas verlegen setzte er noch hinzu:

„Weißt, i hab' ihm noch a Stückel Speck und an Zipf Salami geben, dem Lumpen. Verdient hat er's ja net, aber „Grazie!“ hat er g'sagt und glei einibissen. Du, wie i kommen bin, hat der glaubt, i schneid' ihm den Hals ab! Und wie i ihm dann noch an Schluck Enzian einig'spült hab', dann hat der glei sein ganzes Maul voll mit schneeweiße Zähnt aufg'rissen und hat g'lacht. San ja a Menschen . . . oder vielleicht net?“

Den Kadetten hatten sie auf die Trage gebettet und ihm sorgsam Rucksäcke unter Kopf und Schultern geschoben. Der Mathes und der Zinner packten an.

„Seids fertig, Leut?“ fragte der Rottenmanner mit prüfendem Blick in die Runde. „Na — dann kann's halt in Gottes Namen losgehen — mir gengen jetzt an der Wand z'ruck, und wo ma an Steig finden, da kraxeln mir aufi zum Florl.“

Langsam setzte sich der kleine Zug in Bewegung. Gleichmäßig schwang die Trage, auf der der Kadett mit geschlossenen Augen lag. Die beiden Waldmenschen, der Peter und der Mathes, traten mit Vorsicht Schritt für Schritt, so daß keine Erschütterung die Lage des durchschossenen Armes störte. Nach einigen hundert Metern schlängelte sich eine gut Steinböschung der Fiederer den Kopf neigte und grinste ausgetretene Abkürzung hinauf zur Serpentine, über deren

„Na —“, schrie er, „was hab' i g'sagt? Jetzt, wann mir net da g'wen wär'n, dann hätt's leicht a Malär geben. Aber der Florl . . . der hat's hint, wo mir zuerst waren, gar net ausg'halten. Der Kerl hat a Nasen wie a Jagdhund. Alleweil hat er g'sagt: Weiter vor . . . weiter vor . . . bis ma an guten Ausschuß auf dera Brucken haben . . . Und recht hat er g'habt. Jetzt aber, Leut, kommts schnell aufi, mir haben da was zum Fressen für enk . . .“

Die vier hoben die Trage über die Straßeneinfassung, wo sie der Rothschädel und der Fiederer in Empfang nahmen. Dann kletterten auch sie hinüber, indes der Hund die beiden Schützen liebevoll wedelnd umkreiste.

„Mir müssen schnell essen und dann wieder weiter“, meinte der Rottenmanner. „Die Taliener, die was z'ruck sein, die werden uns a paar andere schicken. Wann i nur wissen tat, was mit dem Waffenstillstand los is . . .“

Rasch wurde gründlich gefuttert, Wolff bekam seinen Teil, und auch Meszlényi, der aus seiner Schwäche erwacht war, mußte essen.

„Weißt“, sagte der Kralizek, der wie ein besorgtes Huhn um den Jungen herumhhüpfte, „du hast ja kan Bauchschuß net, da kannst fest futtern, wer weiß, wann mir wieder Zeit dazu haben . . .“

Meszlényi kaute gehorsam. Er fühlte sich geborgen, behütet, geschützt von diesen Männern, die ihn alle mit Augen ansahen, die denen seines verstorbenen Vaters glichen. Er winkte mit der freien Linken dem Rottenmanner.

„Danke“, sagte er, „ich werde es nicht vergessen!“

Und der Zinner brummte:

„Und was dös klane Büchel is, da mußt es einischreiben, auf daß dei Mutterl weiß, was hast aushalten müssen . . .“

Das „klane Büchel“ war in den Augen des Peter, der mit Tinte, Federstiel, Zahlen und Buchstaben einen völlig

ausſichtsloſen Krieg führte, etwas Geheimnisvolles, Zauberiſches. Er konnte ſich ganz und gar nicht vorſtellen, wozu man Dinge, die er zum Beiſpiel ſo ſchnell wie möglich vergaß, aufſchreiben und das Geſchriebene aufbewahren wollte.

Hols der Teufel den verdammten Krieg, dachte er, i will gar net mehr dran denken! Wo i ſo viel grausliche Sachen ang'ſtellt hab' in dera Zeit . . .

Er warf vier Jahre ſeines Lebens mit ihrem böſen und traurigen Inhalt einfach über Bord.

*

Die beiden Maſchinengewehre waren auf die Tragſättel aufgeſchnallt, der Mathes und der Zinner griffen nach den Stangen der Trage, und der Zug ſetzte ſich mit raſchen, gleichmäßigen Schritten gegen Primolano in Bewegung.

„Du, Toni", ſagte der Rothſchädel, „dort unten am Anfang der Serpentine wartet der Gairinger. Hörſt nix aus der Richtung Primolano? I fürcht', dort wird a ſchlechtes Einwaggonieren anheben. Mir werden uns unſern Wagen erobern müſſen . . .

Die Leut dort unten auf der Station ſan wie narriſch. A Zug nach den andern wird g'ſtürmt, und an die Wagen und auf die Dächer hängen die Lackeln wie dö Beinvögel (Bienen). Und —", er mäßigte die Stimme zum Flüſtern, „Mord und Totſchlag gibt's, Toni, mir müſſen auf alles g'faßt ſein. Die andern Völker, dö Windiſchen, dö Krawotten, dö Tſchechen — dö ſan jetzt unſere Feind — viel ärger als wie die Franzoſen und dö Taliener . . .

Am beſten is, i geh amal abi und ſchau, wie die Sach' zu machen is. Biſt einverſtanden?"

Der Rottenmanner nickte.

„Ja", ſagte er, „mir zwa, mir gengen abi. Die Leut, die ziag'n ma bis knapp an die Station, und dann wer ma weiterſchauen."

Am Ende der Serpentine ſtand einer und winkte.

„Hallo — Leut — da bin i — kommts freſſen!" ſchrie er fröhlich.

Der Gairinger.

Ob Erfolg oder Niederlage, Eroberung oder Zuſammenbruch . . . den konnte nichts von ſeinen Nährvaterpflichten abbringen.

Und die Sieben ſaßen, kauten, ſchluckten und blickten mit Bewunderung auf den Sepp Gairinger, der dieſes Feſteſſen wieder einmal möglich gemacht hatte.

Der Ungar ſchlief den Schlaf der Erſchöpfung.

*

Trotz des Waffenſtillſtandes grollte und murrte es ſtändig um die Gebirgsſtellungen. Aus der Richtung Primolano — Tezze, wo die großen Munitionsbeſtände unter freiem Himmel lagerten, donnerten Exploſionen, gemiſcht mit Kleingewehrfeuer. Was dort vorging, konnten die Leute ſich nicht erklären.

Der Rottenmanner, der bisher gezögert hatte, aufzubrechen, gab das Zeichen zum Abmarſch. Nach Primolano war es noch eine ſchwache Stunde. Den Ort, der ſich durch Baracken und Lagerſchuppen ungewöhnlich vergrößert hatte, ſah man infolge der Windung der großen Serpentine noch nicht. Endlich aber hatten ſie es geſchafft: unter ihnen, etwa 200 Meter, lag Primolano.

Tief eingebettet zwiſchen anſtrebendem Fels, langgezogen im Tal gegen Tezze zu, glich der Ort einem wildgewordenen Ameiſenhaufen. Baracken brannten, Gewehrfeuer ſchnitt die Luft vier Züge ſtanden nebeneinander auf den Gleiſen. Sie ſchienen abfahrtbereit, die Lokomotiven ſtießen dicken, ſchwarzen Kohlenrauch aus. Auf einem Nebengleiſe ſtand ein Malteſerzug, kenntlich durch das rote Kreuz am weißgetünchten Dache.

Die Züge, auch der Krankenzug, waren von einer brüllenden, tobenden Menge umlagert. Man ſah es von oben, daß da auf Tod und Leben um einen Platz gekämpft wurde. Die Maſſe rollte wie Meereswogen an die Wagen, ſchäumte auf, ſchwankte zurück. Todesſchreie ertönten, und gewiß wurden ſchwache und Kranke zertrampelt. Die vier Transportzüge wurden von Dämonen bewacht. Jedesmal, wenn ein Angriff erfolgte, knallten Schüſſe, und die Menge wich zurück.

Dies alles ſah der Rottenmanner durch das Glas.

„Ihr bleibts da, Leut!" befahl er. Seine Stimme, ruhig und eiſern, zwang die Männer zum unbedingten Gehorſam. „I und der Rothſchädel ſteigen abi — den Felſen 'nunter, ſo daß mir hinter den Krankenzug kommen. Von dort kann ma weiterſehen. Du, Wenzel, wann uns was paſſieren ſollt', du führſt die Leut weiter. Wenn's dann mit der Eiſenbahn net gehen ſollt' — in Gottes Namen — ſuchts enk an Weg über die Berg und ſchauts, daß aus Innsbruck kommen tuts."

Er fühlte nach den Handgranaten, ſchob den Karabiner zurück und glitt, gefolgt vom Florl, hinab in den Hexenkeſſel. Er hatte wenig Hoffnung im Herzen, für die Zweite MG-Abteilung ein Plätzchen zu erobern. Die übrigen lagerten ſich. Der Fiederer und der Zinner ſchlichen an die Gewehrtragtiere und lockerten die Halteſchrauben. Sie zwinkerten ſich zu — einverſtändlich, vom ſelben Gedanken beſeſſen.

Tiefer und tiefer ſtiegen die zwei. Der Lärm, das Gebrüll wurde zum Orkan. Hyſteriſche Schreie füllten die Luft, und unerbittlich knallten die Schüſſe.

Bei den vier Transportzügen öffneten ſich endlich die Schibertüren der Viehwagen. Der Rottenmanner und der Florl waren noch nicht ganz unten, da hatten die vier Züge — hundertachſige eiſerne Schlangen — ihren Widerſtand aufgegeben und die Menſchen, die dort verzweifelt um Platz gekämpft hatten, verſchluckt. Auf den Puffern, den Dächern, dem Tender, an den Seiten der Wagen klammerten ſie ſich an — ſie, die noch geſtern und vorgeſtern und vorher vier Jahre lang einer Welt von Feinden getrotzt hatten. Freundſchaft, Kameradſchaft, Hilfsbereitſchaft — vorbei!

Die den Malteſerzug belagert hatten, waren verſchwunden. Auch für die war Platz gefunden in den vier Transportern. Der Krankenzug blieb, die vier Züge aber, die fuhren. Und — fort — fort — zurück — heim — alles andere war ausgelöſcht aus den Gehirnen dieſer Menge. Es waren keine Soldaten mehr. Unglückliche, verzweifelte Menſchen, die heim wollten um jeden Preis.

*

Die vier Transportzüge fuhren einer hinter dem andern mit etwa tauſend Meter Intervall ab.

Menſchen waren noch genug zurückgeblieben, verzweifelt und halb wahnſinnig vor Entſetzen, jetzt, am Ende des Krieges, noch in die Hand des Feindes zu fallen. An den geſchloſſenen Waffenſtillſtand glaubte niemand. Am meiſten ängſtigte die Leute die Möglichkeit, nicht mehr rechtzeitig über Trient nach Bozen und von dort aus weiter zu kommen.

Aber der völlig erſchöpfte Stationsleiter — ein Held, wie viele der unbekannten Eiſenbahner, der Maſchinenführer, der Heizer, der Zugbegleiter, des Stationsperſonals und der Streckenwächter, deren ſtilles, opfermutiges Heldentum von unſerem Volk noch immer nicht ausreichend gewürdigt iſt — hatte mit flehend erhobenen Händen zu den Leuten geſprochen . . .

Daß er ja noch da ſei . . . daß ſeine Frau und ſeine Kinder noch hier ſeien . . . daß in der Kreuzung Levico noch vier Transportgarnituren warteten und kommen würden, ſobald die Strecke frei werde. Dieſem verſtörten, einfachen Manne mit der vibrierenden Stimme gelang es, die Leute zur Vernunft zurückzuführen.

„Wartet", ſagte er „wartet — ihr könnt mich ja erſchießen, wenn ich gelogen habe . . ."

*

Der Toni und der Rothſchädel kamen hinter dem Krankenzug an die Talſohle. Die Wagen waren traurig anzuſehen. Stille lag über ihnen, und die Fenſter waren verhängt. Man ahnte die Leiden, die ſie umhüllten. Die beiden gingen längs der Wagen gegen die Lokomotive des Zuges. Auch ſie ſtand unter Dampf, fahrbereit. Hinter dem Tender war der Wagen der Ärzte und des Pflegeperſonals.

Auf der ſchmalen Plattform ſtand, den Rücken gegen Toni, ein Mann im weißen Kittel mit der roten Armbinde. Er hielt die Arme verſchränkt und blickte gegen das Stationsgebäude. Sein Haar war grau und der Rücken gebeugt. Ein alter Mann. Auch der wartete auf das Zeichen zur Abfahrt.

(Fortſetzung folgt.)

Die Heide blüht.

Skizze von **Hans-Eberhard v. Besser.**

Die Heide blühte! In rosenroten Schimmer getaucht, wie erfüllt von bräutlichem Glück, träumte sie im warmen Glanz der Sonne. Leiser Wind ging durch die Föhren, Bienen schwelgten; rot blühte die Heide.

Durch den stillen Wald kam eine alte Frau, der das Leben vielerlei in das verwitterte Gesicht geschrieben; sie bückte sich und pflückte das von der Sonne warme, nach Wald und Blühen duftende Heidekraut . . .

*

In der großen, lärmenden Stadt wußte man nichts von der blühenden Heide. Das Leben jagte durch die Straßen, es brach sich wie die gischtende Woge, stockte, brodelte von neuem und flutete weiter.

Der junge Maler Kurt Imme steuerte seinen Wagen durch das Gewühl, nur mit Mühe zwang er sich zur Aufmerksamkeit, immerzu dröhnte nur ein Name aus dem dem Surren des Motors — Agna, immerzu stieg aus Lärm, Flimmern und Hasten eine Frauengestalt vor ihm auf — Agna — Agna Holwede. Blond, schmalhüftig und lächelnd, so eigen und unbestimmbar lächelnd, wie er sie zahllose Male gezeichnet, gemalt. Und nun wußte er ganz sicher, daß — —

Kurt Imme ließ den Wagen laufen; mochte kommen, was da wollte, jetzt mußte endlich einmal Klarheit geschaffen werden. Man hatte ihm zugetragen, daß Doktor Reike, dieser glatte, überaus höfliche Herr — ah, Imme fühlte, wie ihm die Röte in die Wangen stieg. Der Doktor sollte ihm Rede und Antwort stehen, man mußte mit offenem Visier kämpfen. Einer nur konnte Agna Holwede gewinnen, und dieser eine mußte e r sein, wenn nicht — —

Schrill kreischten die Bremsen auf, als Imme vor dem Hause Reikes hielt. Der Doktor war nicht zu Hause — der Besucher würde warten. Ruhelos schritt er im Garten auf und ab. Dreiviertel Jahre ging das nun schon. Diese Agna, sie berauschte immer wieder und wich stets aus, wenn er seinen Worten Gewicht geben, wenn er eine Entscheidung herbeiführen wollte. Spielte sie?

Reike war mit ihr gesehen worden; dem Maler hatte sie erzählt, sie sei krank und könne nicht mit ihm fahren, aber mit Doktor Reike — — Es mußte Klarheit herrschen. Stand er nicht Agna am nächsten? Unzählige Male hatte er sie gemalt, im elfenbeinfarbenen Ballkleid, als Reiterin, beim Tennis, im Strandanzug. Begeistert schien sie von seinen Bildern. War es nur der Maler, für den sie etwas übrig hatte? Sie ließ sich so schwer durchschauen, doch ihre ganze Art sich zu ihm zu stellen — kein Zweifel, er stand ihr am nächsten . . .

Die Unruhe in Imme wuchs, er rannte um die Beete. Er wartete. Was er Reike eigentlich sagen wollte, wußte er nicht. Doch etwas mußte geschehen, sonst verzehrte ihn diese Flamme noch, er mußte Gewißheit haben. Eine Stunde verging, eine zweite, Doktor Reike erschien noch immer nicht. Vielleicht hielt ihn ein wichtiger Fall in der Klinik fest. Imme stieg in den Wagen, er fuhr in sein Atelier. Die Bilder Agnas grüßten ihn; sie lächelte, der Maler schaute ihr starr ins Gesicht. Wenn Reike schon gesiegt hatte, so mir nichts, dir nichts, dann — dann — — Imme fühlte, wie das Blut in seinen Adern zu kreisen begann, haltlos und entwurzelt kam er sich plötzlich vor. Müde ließ er sich am Tisch nieder, stützte die Arme auf, da fiel ein Päckchen auf seine Knie — mechanisch und ohne Gedanken öffnete er: Heidekraut, rot flimmernd, sonnenwarm, nach Erde und Wald duftend, lag in seinen Händen — die Heide blühte.

Kurt Imme saß unter den Bildern Agnas — unter zahllosen Entwürfen, die er gemacht, Agna in dieser und jener Stellung; er sah alles und sah es doch nicht, auch ihr Lächeln hatte seine Macht verloren. Die schmalen, feingliedrigen Künstlerhände lagen in dem blühenden Heidekraut; er starrte in eine Ecke des Ateliers, dort hing die begonnene Heidelandschaft, die er im vergangenen Jahre, als er in der Försterei gewohnt, angefangen. Nichts hatte er seitdem gemacht, nur Agna gemalt und — — Der Maler sah mit hartem Lächeln und kaltem Auge auf das, was er im letzten Jahre geschaffen, dann blickte er fort. Das Heidekraut duftete; er schloß die Augen, und es war ihm, als raunte der Wald, als blühte ringsum die rote Heide, als säße Irmgard neben der Staffelei, Irmgard, die immer ein feines Rot auf den Wangen hatte, wenn man sie anschaute. Ein Rot, wie es eine Abendwolke in seligem Verglühen und Verleuchten mit sich trug. Irmgard, die neben der Staffelei saß, jeden Pinselstrich verfolgte, nickte oder fragend aufsah und mit ihm ging, mit ihm und dem Werk.

Die Heide blühte!

Nichts hatte er mehr von sich hören lassen, Agna war nach seiner Rückkehr aus der Heide in sein Leben getreten. Der Maler schaute noch einmal über das, was er seitdem geschaffen, und etwas wie Scham erfüllte ihn. Was war das für eine glatte, nichtssagende Malerei!

Ungestüm drehte der Mann Bild auf Bild zur Wand, dann neigte er sich über das duftende Heidekraut; jetzt erst suchte er nach einer Zeile — nichts; er prüfte die Handschrift der Adresse, ungelenke, zitterige Buchstaben. Er schüttelte den Kopf, doch dann kam es froh über seine Lippen: „Die Heide blüht!"

Er packte hastig sein Malgerät ein und pfiff lustig und befreit dazu. Er sah im Geist Irmgards Augen; sie waren braun — und der alte Oberförster meinte immer, sie habe die Augen eines jungen Rehes. Diese Augen, sie konnten urplötzlich voller Licht sein und in die Welt blicken, als sei das Leben nur Glück und Sonne. Eine Viertelstunde später hatte Kurt Imme die Stadt hinter sich.

*

Die Heide blühte rosenrot, und das Summen der Bienen erfüllte die Luft mit einem tiefen, schwingenden Akkord. Der Maler wanderte mit Irmgard durch den Wald, das Malzeug unter dem Arm. In der Försterei aber, zwischen flatternden Wäschestücken, stand die alte Mutter Mahle, die Waschfrau, und sah mit einem listigen Lächeln den jungen Menschen nach. Wer und was einer war, zählte nicht; wenn es um das Herz ging, dann waren sich alle Menschen gleich! Sie hatte doch das Richtige getan, als sie das Heidekraut gepflückt. Auch sie hatte einmal die Nächte heimlich durchweint, gerade so wie es das liebe Fräulein Irmgard getan — die Mutter Mahle hatte scharfe Augen. Damals hatte der Franz nichts mehr von sich hören lassen, er war zum Jägerbataillon eingerückt und diente. Sie hatte ihm einen Gruß aus der blühenden Heide geschickt, und der Franz — die Alte kicherte in sich hinein . . .

Lange schaute Mutter Mahle den jungen Menschen nach, die durch die rote Heide gingen, dann machte sie sich mit zufriedenem Brummen wieder an die Arbeit.

Ein Dieb im Vorzimmer.

Kriminalskizze von **Max Feldt.**

Doktor Brown, der Chefarzt, tobt. Und mit Recht; denn seit Wochen verschwanden seiner Kundschaft Kleingeld und Zigarettendosen aus den im Vorraum aufgehängten Mänteln.

Unter dem unheimlichen, langfingerigen Gaste litt schon Browns Ruf als Arzt. Die Warnungsschilder: „Bitte keine Wertsachen in der Garderobe zurücklassen" nützten nichts, — gerade die leichtsinnigen Hühner regten sich hinterher am meisten auf und rannten sofort zu ihrem Rechtsanwalt. „Ein bekannter Arzt in Newyork, dessen Patienten regelmäßig ausgeplündert werden — — unerhörte Zustände! —"

Der Assistenzarzt Doktor Sheridan erbot sich, eine Gastrolle als Detektiv zu geben. Statt dessen hörte er einen Vortrag über zu viel Freizeit und sonstige Dienstauffassung. Das arme Dienstmädchen wurde scharf beobachtet; die Krankenschwester lief mit verheulten Augen herum, und in der Praxis wurde munter weitergestohlen.

*

— — Der letzte Patient war entlassen. Doktor Sheridan wusch sich die Hände.

„Dir müssen sie die goldene Brille von der Nase stibitzen", dachte er über seinen Chef, „vorher wirst du nicht schlau."

Als ob Chefarzt Doktor Brown Gedanken lesen könnte, legte er das Besteck aus der Hand, schob die Brille

auf die Stirne und meinte: „Ich habe es jetzt satt und übergebe die Angelegenheit der Polizei."

„Nanu? — Das brauchen Sie gerade nicht zu tun! — Ist es wirklich einer Ihrer Angestellten, dann machen Sie ihn fürs ganze Leben unglücklich. Ich bin für Selbsthilfe: den Burschen aufgestöbert, eine tüchtige Tracht Prügel und — raus an die frische Luft!" Dabei trocknete Sheridan im Vorgefühl der auszuteilenden Senge die Faustknöchel liebevoll am Handtuch ab.

Chefarzt Brown grunzte: „Habe kein Interesse an der Zukunft eines solchen Lausbuben! — Außerdem viel zu spät; die Polizei ist bereits verständigt."

Am Nachmittage meldete sich ein Kriminalkommissar echt amerikanischen Formats am Telephon. Sheridan hatte Dienst und nahm das Gespräch ab.

„Hören Sie: mir ist es Wurst, was für Beamte Sie herschicken; — am liebsten gar keinen! . . . wie? — . . . wer hier am Apparat ist?! Doktor Sheridan!" Er warf den Hörer auf die Gabel, drückte den Hut ins Gesicht und schlug die Tür knallend hinter sich zu.

„Hm! — recht sonderbar", dachte eine Stunde später der Kommissar, „jedenfalls werden wir diesen Doktor Sheridan scharf beobachten. — Kalkuliere, trotz seiner akademischen Bildung — ein Dummkopf."

*

„Herr Doktor, Sie haben jetzt komische Patienten." Sheridan rückte das Mikroskop fort.

„Wie kommen Sie darauf?" fragte Doktor Brown lächelnd.

„Tja — gewichste Stiebel mit Doppelsohlen, dazu gefärbte Militärhosen — — das riecht zu sehr nach einer Blechmarke unter dem Rockaufschlag."

Brown runzelte die Stirn: „Wollen Sie bitte das Thema wechseln. — Zudem irren Sie: Der Mann ist seit Jahren alter Kunde. Die Polizei braucht keine Detektive und . . ." — er sah Sheridan durchdringend an — „. . . hat den Täter bereits gefaßt."

„Was Sie nicht sagen! — Wer ist es?"

„Ersparen Sie mir die Antwort. — Im Interesse der weiteren Untersuchung bin ich zum Schweigen verpflichtet."

„Dasselbe sagte mir gestern Ihr „alter" Patient", bemerkte trocken der Assistenzarzt. —

Der Professor biß sich auf die Lippen — der andere hatte ihn gut durchschaut. Seine Stimmung wurde nicht besser, als ihn am Abend der Kriminalbeamte um einen alten, abgelegten Mantel bat, „der ihm vielleicht passen würde."

Also fechten obendrein, konstatierte Brown, eine entzückende Behörde!

*

Die Polizei war mit ihrem Verdacht über einen gewissen Dummkopf im Irrtum; doch der Polizeianwärter hatte so viel gesunden Menschenverstand, das bald einzusehen. Das forsche Vorgehen des jungen Arztes imponierte ihm, und er räumte ihm gern das Feld.

Am selben Tage wurde der Chefarzt Brown eilig aus der Klinik nach Hause gerufen. — Im Vorzimmer erwartete ihn Sheridan.

„Also — den Dieb hätten wir. — Von mir hat er die auf dem Programm stehende Prügel reichlich weg; nun seien Sie auch Mensch genug, und ziehen Sie die Anzeige zurück."

„Ich denke nicht daran."

„Herr Chefarzt, die Polizei kennt den Dieb noch nicht."

„Bedaure! — Sie wird es von mir sehr schnell erfahren. Wer ist es? —"

„Ich kann es Ihnen erst mitteilen, wenn Sie meinen Wunsch erfüllen." Der Professor wurde in seinem Entschluß schwankend.

Bedächtig steckte sich Sheridan eine Zigarre an.

„Nun . . . — mit dem „geschnorrten" Mantel, den mir Ihr Polizeirat stiften mußte."

„Das verstehe ich nicht!"

„. . . es gibt so nette schwarze Kristalle aus übermangansaurem Kali. Zu Pulver zerstampft und eine gehörige Portion in alle Manteltaschen zerstreut, gibt dunkel gefärbte Finger. Beim Waschen wird daraus ein intensives Rot. Ich brauchte nur Ihre Waschgelegenheit zu überwachen, da hatte ich den Dieb."

„— Und wer . . .?"

„Ich sage es nur, wenn Sie mir versprechen . . ."

„Zum . . . ja doch! — Mann; aber nun raus mit der Sprache!"

„Herr Chefarzt, erschrecken Sie nicht — der Täter war Ihr eigener Sohn."



Bunte Chronik



Wiley Post tödlich abgestürzt.

Der bekannte Weltflieger Wiley Post und der Humorist Will Rchers, die am 7. 8. einen Flug nach Alaska antraten, sind tödlich abgestürzt. Das Signalkorps in Seattle hat mitgeteilt, daß das Flugzeug zwischen Fairbanks und Pointbarrow (Alaska) aus bisher unbekannter Ursache abgestürzt ist.

Fensterscheiben aus Zucker.

Bei der letzten Tagung der amerikanischen chemischen Gesellschaft wurde ein technisches Geheimnis des Films enthüllt, das schon manchen Filmfreunden Kopfzerbrechen bereitet hat. Es kommt oft vor, daß in einem Film, besonders humoristischer Natur, der Filmstar durch Fensterscheiben springt, oder „versehentlich" eine mächtige Fensterscheibe zertrümmert, ohne sich dabei zu verletzen. Der normale Sterbliche weiß meist aus eigener Erfahrung, daß derartig klirrende Unglücksfälle daheim oder auf der Straße viel weniger unblutig verlaufen und fragt, warum ist es im Film anders. Die Antwort klingt überraschend. Die Filmfensterscheiben sind nicht aus Glas, sondern aus — Zucker. Die Amerikaner haben ein besonderes Verfahren entwickelt, solche Zuckerscheiben hauchdünn und durchsichtig auszuziehen, so daß ein Hindurchspringen den Mann nicht verletzt und trotzdem auf dem Filmstreifen der Anschein des Glases erhalten bleibt. Da Zucker im gewöhnlichen Leben die unangenehme Eigenschaft besitzt, Wasser anzuziehen, helfen sich die Filmtechniker im Atelier damit, daß sie dem Zucker einen Lacküberzug geben. Dadurch entsteht auch äußerlich die spiegelnde Glätte von Fensterglas. Dieses Zuckerglas hat sich bereits in Hunderten von Filmen bewährt. Man kann also das alte Sprichwort „Glück und Glas, wie leicht bricht das" für den Film umdichten in „Glück und Zucker . . ."



Lustige Ecke





„Unglaublich wie viele Menschen heutzutage spurlos verschwinden, Karl!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke: gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p. beide in Bromberg.